

Globalisierung und Erwachen der Nationen

Der UN-Generalsekretär vor der Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen

BOUTROS BOUTROS-GHALI

Zu seinem ersten Besuch Deutschlands in seiner Eigenschaft als Generalsekretär der Vereinten Nationen kam Boutros Boutros-Ghali vom 10. bis 13. Januar 1993 nach Bonn. Am Sitz der Bundesregierung führte er Gespräche mit dem Bundespräsidenten, dem Bundeskanzler, dem Bundesaußenminister und weiteren Vertretern des politischen Lebens. Im Vordergrund stand die Frage einer verstärkten Mitwirkung des geeinten Deutschland in der Weltorganisation; Gegenstand besonderer öffentlicher Aufmerksamkeit war in diesem Zusammenhang das Thema einer möglichen Beteiligung unseres Landes an den friedenssichernden Maßnahmen der UN. Seine Auffassungen über das dialektische Verhältnis von Nation und Weltgemeinschaft legte Boutros Boutros-Ghali, der die Erfahrungen des Staatsmannes und des Wissenschaftlers vereint – 1977–1991 war er Staatsminister im ägyptischen Außenministerium, als Professor an der Universität Kairo lehrte er Völkerrecht und internationale Beziehungen, und 1979–1991 gehörte er der UN-Völkerrechtskommission an –, in einer Grundsatzrede in französischer Sprache am 11. Januar in Bonn dar. Zu dem Vortrag, der nachstehend geringfügig gekürzt wiedergegeben ist, hatten die Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen (DGVN) und die Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP) gemeinsam eingeladen. Anschließend stellte sich der Generalsekretär den Fragen aus dem Kreis der außergewöhnlich zahlreich erschienenen Zuhörer, die sich vornehmlich auf die aktuelle Lage auf dem Balkan bezogen.

Ich bin froh, heute in Deutschland sprechen zu können. Die Zukunftsaussichten dieses großen Landes haben sich so tiefgreifend gewandelt, daß es heute vor einem Neubeginn steht. Vor kurzem habe ich gesagt, daß es meiner Ansicht nach an der Zeit sei, daß Deutschland auf der internationalen Bühne eine größere, eine dynamische Rolle spielt, das heißt eine Rolle, die seiner Stellung, seinem wirtschaftlichen Gewicht und seiner kulturellen Ausstrahlung entspricht. Nun, hier sage ich es erneut. Ich bin mir bewußt, daß ich hier der Zukunft gegenüberstehe, und daher möchte ich die Gelegenheit nutzen, um die Grundsätze der Arbeit für Frieden und Eintracht einmal in neue Worte zu fassen. In Worte, die die jüngsten Entwicklungen berücksichtigen, welche sich hier und dort in der neuen internationalen Landschaft abzeichnen.

Mir scheint, daß die Dialektik der internationalen Beziehungen in ihrer modernsten Ausprägung an der Schwelle des 21. Jahrhunderts auf zwei essentiellen Begriffen beruht: einerseits der Globalisierung und andererseits dem Erwachen der Nationen. Diese beiden Begriffe mag man für gegensätzlich halten, aber wer in der Dialektik, dieser von der deutschen Philosophie so hervorragend dargestellten Methode, bewandert ist, weiß sehr wohl, daß Gegensätze oft fruchtbar sind und daß sie allein den Fortschritt mit sich bringen. Betrachten wir nun jeden der beiden Begriffe dieser neuen Dialektik, Globalisierung auf der einen Seite und Erwachen und Erstarken der Nationen auf der anderen Seite, etwas genauer.

I

Die Globalisierung kann jeder beobachten. Sie zeigt sich in drei wichtigen Tendenzen unserer Zeit: der Beschleunigung von Kommunikation und Verkehr, der Herausbildung eines

weltumspannenden Naturverständnisses und dem Entstehen eines solidarischen Entwicklungsbegriffs.

Ich möchte mit der Beschleunigung von Kommunikation und Verkehr in der modernen Welt beginnen. Sie geht so schnell vonstatten, daß inzwischen schlicht ›Science‹ ist, was gestern noch ›Science-fiction‹ war. Es gibt überschlägige Berechnungen zu dieser Beschleunigung. So wird geschätzt, daß die Kommunikationsgeschwindigkeit seit Anfang des Jahrhunderts um den Faktor 1 Million zugenommen hat. Gleichzeitig vertausendfachte sich die Wegstrecke, die ein Mensch zurücklegen kann. 1 Milliarde Luftreisen werden jetzt jährlich gezählt; über 17 000 Schiffe mit einer Kapazität von einer halben Milliarde Tonnen durchfurchen die Weltmeere. Wir alle können beispielsweise Radiosender von überall auf dieser Welt empfangen. Von den 179 Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen strahlen mehr als 100 grenzüberschreitende Programme aus. Die gesamte Welt empfängt Deutsche Welle, BBC oder Radio France Internationale. Ganz zu schweigen von den Bildern, den Kinofilmen, die um die ganze Welt gehen, und dem Fernsehen! All dies bringt natürlich grundlegende Änderungen in den zwischenstaatlichen Beziehungen und der kulturellen Entwicklung einer jeden Nation mit sich. Kurz: Selbst die traditionsverhaftetsten Kulturen können sich vor den modernen Kommunikationskreisläufen nicht verschließen.

Dieser viel intensivere Austausch führt auch zu einer neuen Rechtsordnung. Das Recht, das unser Leben öfter als wir denken bestimmt, wird heute in steigendem Maße von supranationalen Stellen gesetzt. Die Internationale Arbeitsorganisation hat beispielsweise 171 Übereinkommen und 176 Empfehlungen angenommen. Die Internationale Zivilluftfahrt-Organisation hat das Luftprivatrecht, das der Zuständigkeit der Staaten mittlerweile entzogen ist, vollständig vereinheitlicht. Überdies hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts eine echte internationale Rechtsprechung herausgebildet. Sir Henry Maine erwähnt in seiner 1887 gehaltenen Vorlesung drei internationale Prozesse; Oppenheim führt in der ersten Ausgabe seines Werkes ›Völkerrecht‹ von 1905 231 Fälle an. Neueste Statistiken zeigen, daß wir inzwischen die Schwelle von 2 000 Fällen überschritten haben. Diese Zahlen schließen die Ent-

Autoren dieser Ausgabe

Gudmundur Alfredsson, geb. 1949, isländischer Jurist, Mitarbeiter des UN-Menschenrechtszentrums in Genf, war Sekretär der Arbeitsgruppe autochthone Bevölkerungsgruppen.

Dr. Dr. h.c. Boutros Boutros-Ghali, geb. 1922, ist seit Januar 1992 Generalsekretär der Vereinten Nationen. Zuvor Stellvertretender Ministerpräsident (mit Zuständigkeit für auswärtige Angelegenheiten) Ägyptens.

Dr. Otto Kimminich, geb. 1932, ist Professor für Völkerrecht, Staatsrecht und Politik an der Universität Regensburg. Langjähriger Präsident der Otto-Benecke-Stiftung.

Dr. Jean Salmon, geb. 1931, ist Professor für Völkerrecht in Brüssel (›Université Libre‹); Mitglied des Ständigen Schiedshofs in Den Haag und des ›Institut de droit international‹.



UN-Generalsekretär Boutros Boutros-Ghali am 11. Januar im Konrad-Adenauer-Haus in Bonn bei der Begrüßung durch DGVN-Vorsitzende Dr. Helga Timm anlässlich seines Vortrags vor DGVN und DGAP. Neben dem Generalsekretär im Bild: C. Peter Henle, Präsident der DGAP, und Detlev Graf zu Rantzau, Deutschlands Ständiger Vertreter am Sitz der Vereinten Nationen.

scheidungen des Internationalen Gerichtshofs in Den Haag und die Entscheidungen internationaler Schiedsgerichte mit ein. Aber ich möchte Sie nicht mit Daten überhäufen. Jedenfalls weist alles darauf hin, daß wir in einer zusammenwachsenden Welt leben.

So haben wir schließlich erkannt, daß die eisernen Vorhänge, die unsere Länder trennen, nicht so undurchlässig sind, wie es seinerzeit die Hindernisse Entfernung, Meer, Wüsten und Berge waren, die unsere Vorfahren überwinden mußten. Der immer raschere technische Fortschritt hat die meisten natürlichen Grenzen fast oder völlig hinfällig werden lassen. Vergessen wir nicht, daß nach dem Unglück der ›Amoco Cadiz‹ vor der französischen Küste der Ölteppich bis an die Küsten Lateinamerikas trieb oder daß der Staub aus den Kohlezechen Mitteleuropas sich bis in die norwegischen Fjorde ausbreitet. Und erinnern wir uns auch an Tschernobyl. Die wichtigste Lehre aus all diesen Katastrophen ist, daß wir alle Nachbarn sind und daß wir letztlich alle füreinander Verantwortung tragen.

Es ist kein Zufall, wenn ich auf die Umweltverschmutzung zu sprechen komme. Dies ist ein ganz besonderer Punkt, auf den ich mit Nachdruck hinweisen möchte, denn hier wird augenfällig, daß wir die Welt in ihrer Ganzheit betrachten müssen. Es besteht ein immer engerer Zusammenhang zwischen dem Umweltschutz und dem Zusammenwachsen der Welt. Dieser Zusammenhang wurde insbesondere auf dem sogenannten Erdgipfel deutlich gemacht, der im Juni letzten Jahres von den Vereinten Nationen in Rio veranstaltet wurde.

Überall auf der Welt beginnt man zu verstehen, daß der Umweltschutz Nutzen bringt, nicht nur für die Entfaltung des Menschen, sondern auch für sein Überleben selbst. Dies setzt eine andere Betrachtungsweise der ›Mutter Natur‹ voraus. Ich habe schon in Rio gesagt, daß die Natur nicht länger als Objekt eines unaufhörlichen menschlichen Eroberungsdranges betrachtet werden darf. Wir haben nicht mehr das Recht, die Beherrschung der Natur einfach immer weiter zu treiben. Von nun an würde sich jeder Sieg über die Natur in Wahrheit gegen uns selbst richten. Wir können noch ein paar Jahre oder Jahrzehnte mit dem Sauren Regen leben, der nur langsam die Wäl-

der, die Seen, die Baudenkmäler und sogar die Menschen zugrunde richtet. Wir können es ertragen, daß die Erdatmosphäre sich allmählich um einige Grad erwärmt, daß die Artenvielfalt auf unserer Erde abnimmt, daß die Gewässerverschmutzung weitergeht und daß die Wüsten auf der Erde sich immer schneller ausbreiten. Für uns wird es immer genug Wälder, genug Wasser und genug natürliche Ressourcen geben. Aber wir müssen uns darüber im klaren sein, daß eines Tages, wenn wir selbst nicht mehr leben werden, dieses ›Laissez-faire, laissez-aller‹ nicht mehr möglich sein wird und nach uns unweigerlich die Sintflut kommt; daß es für die künftigen Generationen zu spät sein wird und daß wir sie getötet haben werden. Damit der Fortschritt mit dem Leben vereinbar bleibt, muß er heutzutage mit großer Umsicht angestrebt werden, es müssen also bestimmte Regeln gelten. Diese Regeln kann allerdings keine Nation allein aufstellen. Sie müssen von allen Nationen gemeinsam, zusammengeschlossen in weltweiten Organisationen, festgelegt werden. Daher erfordert der technische Fortschritt eine Globalisierung auf allen Ebenen, das heißt sowohl bei der Grundlagenforschung als auch später bei den Anwendungen und ihrer Kontrolle. Dies ist der große Erkenntnis-schritt, für den vielleicht in den Augen der Historiker einmal der Erdgipfel vom Juni 1992 in Rio stehen wird.

Wir sind nun also zu weltweiter Solidarität verurteilt, somit zu einer einheitlicheren Auffassung von Entwicklung. Fünf Jahrhunderte nach der großen Reise des Christoph Kolumbus hat die Menschheit erkannt, daß sie in einer endlichen Welt, in einem geschlossenen, empfindlichen Raum lebt, für den sie gemeinsam verantwortlich ist. In einigen Jahren werden die meisten Menschen etwas sehr Einfaches gesehen haben, das für unsere Vorfahren noch etwas Außergewöhnliches gewesen wäre: ein Foto ihres Planeten, der Erde. Vom Weltraum aus betrachtet erscheint sie als recht kleiner, ja sehr kleiner Planet unter anderen Planeten, verloren in einem geheimnisvollen Universum. Man sollte unbedingt dafür sorgen, daß jeder Mann und jede Frau dieses Foto sieht und vor allem auch darüber nachdenkt. Man sollte dafür sorgen, daß es zum Ausgangspunkt jedes politischen Vorhabens wird und jeder, der in Politik oder Wirtschaft Verantwortung trägt, jeder Künstler oder Denker, jeder Bürger einer Nation dieses Bild stets vor Augen hat. In einer zusammenwachsenden Welt wird jeder Konflikt in gewissem Sinne zum Bürgerkrieg! Um der astronomischen Kostenlast einer Welt der globalen Solidarität zu begegnen, sollten ganz bestimmte Maßnahmen getroffen werden. Zunächst muß ein Teil der sogenannten ›Sicherheitsausgaben im früheren Sinn, also der militärischen Ausgaben, unbedingt globalen Entwicklungsprojekten zugeführt werden. Für diese sind sodann Umschuldungsmechanismen zugunsten von Umweltprojekten und schließlich auch Technologie- und Kapitaltransfers erforderlich, bei denen vor allem das Verursacherprinzip als Richtschnur zu dienen hat.

Ich bin mir natürlich bewußt, daß zumindest einige dieser Maßnahmen gelegentlich mit etablierten und auch mächtigen Interessen in Konflikt geraten können. Doch sei mir die Bemerkung erlaubt, daß die betreffenden Interessengruppen wie alle anderen auch das im Blick halten müssen, was langfristig auf uns zukommt, und daß sie der Eigendynamik des Gefühls der Gleichheit, das alle Völker der Erde beseelt, wie auch ganz schlicht den Notwendigkeiten Rechnung tragen müssen. Es ist einfach so: Je reicher einer ist, desto größer ist seine Verantwortung, und was Finanzierung und Technologie anbetrifft, so müssen die Länder der nördlichen Hemisphäre und vor allem die Öffentlichkeit dieser Länder einsehen, daß ihr Beitrag unentbehrlich ist.

Je tiefer die Kluft zwischen Arm und Reich wird, desto größer wird die Gefahr für jeden einzelnen. Dies ist der dritte Faktor der Globalisierung. Ob es sich nun um den Informationsfluß, den Warenfluß oder auch um die Wanderungsströme (und ich weiß, daß ich hier ein sehr schwieriges Thema berühre) handelt, auf allen Gebieten ist die gegenseitige Abhängigkeit so

stark, daß sehr Reiche und sehr Arme auf ein und demselben Planeten nicht auf Dauer zusammenleben können. Auch hier wieder ruft uns die Endlichkeit der Natur zur Ordnung. Denn wenn die Entwicklung auch künftig in der bisherigen Richtung verlief und dabei den gesamten Erdball erfaßte, würde sie – da können wir ganz sicher sein – früher oder später die ganze Welt schlicht und einfach in den Untergang führen. Es liegt nun an uns, eine neue, mehr der Einheit verpflichtete Form der Entwicklung zu finden.

Von den 12, 15 oder vielleicht 20 Milliarden Menschen, die die Erde in hundert Jahren bevölkern werden, wird nicht jeder die Naturschätze in der Weise nutzen können, wie heute die wenigen Reichen, die kaum eine Milliarde ausmachen. Bis dahin werden die Grenzen der natürlichen Ressourcen der Erde sichtbar geworden sein, wahrscheinlich unter dramatischen Umständen. Sollten wir uns unfähig zeigen, den Begriff der Entwicklung mit einem fortschrittlicheren Inhalt zu erfüllen, und weiterhin an der alten Bedeutung dieses Worts festhalten, die leider Entwicklung mit Konsum gleichgesetzt, werden wir schließlich vor einem Paradox stehen: Die Erde wird dann gleichzeitig an Unter- und Überentwicklung leiden!

Ob wir es wollen oder nicht, wir sitzen alle in einem Boot, gleich auf welchem Kontinent wir leben. Alles menschliche Handeln vollzieht sich von nun an in einem globalen Rahmen, und so muß es auch gedanklich eingeordnet werden.

II

Es wäre indessen illusorisch anzunehmen, daß eine zentrale Weltbehörde auch nur kurzfristig eine Antwort auf die Globalisierung darstellen könnte, von der ich gerade gesprochen habe. Hier hat meiner Ansicht nach die derzeit wiedererwachte Idee der Nation ihren Platz, aber es muß von einem grundlegend erneuerten, modernen Begriff der Nation ausgegangen werden. Ich glaube, daß es zwischen dem einzelnen und der Welt als Ganzem ein Zwischenelement geben muß, eine organisierte Gemeinschaft, über die er am Leben der Welt teilhaben kann. Nach meiner festen Überzeugung kann dieses Element nur die nationale Souveränität sein. Nationale Souveränität ist ein modernes Prinzip, das sich in die vor uns liegende Entwicklung einfügt. Wieder sehe ich drei Gründe, die dafür sprechen und die ich jetzt der Reihe nach erläutern möchte.

Zunächst einmal befriedigt die Nation das Identifikationsbedürfnis, das jedem Menschen innewohnt. Dieses Bedürfnis schwächt sich keineswegs ab, sondern wird in der heutigen Zeit noch verstärkt durch die Globalisierung und das für jeden Menschen erschreckende Gefühl, von dieser großen weltweiten Entwicklung überfordert zu sein.

Menschen aber, die sich in der Welt nicht mehr zurechtfinden und eilends den Rückzug in die ursprünglichsten Formen der Solidarität antreten würden, wären zu allem fähig. Der einzelne Mensch steht einem solch raschen technischen Fortschritt gegenüber und ist von einem so undurchdringlichen Wirrwarr von Nachrichten aller Art umgeben, daß er, sobald eine gewisse psychologische Schwelle überschritten ist, sich verloren vorkommt in einer Welt, die er nicht mehr versteht, und sich schließlich einsam fühlt. Er bekommt Angst vor den anderen. Folglich zieht er sich in die Welt zurück, die er kennt, in seine familiäre Umgebung, in seinen Stamm und schließt hinter sich die Tür. Soziologen und Psychologen haben dieses nur scheinbar widersprüchliche Phänomen häufig beschrieben. In der modernen Welt reagiert eine große Zahl von Menschen heute so, wie es ein senegalesisches Sprichwort rät: »Wenn du nicht weißt, wohin du gehst, dann schaue, woher du kommst.« Viele gehen noch weiter, als sich auf ihren Ursprung zu besinnen, um daraus Kraft zu schöpfen: Sie ziehen sich zurück, kapseln sich ab und wollen sich gegen eine Außenwelt, die ihnen so fremd, so kompliziert erscheint, abschotten.

Man wird also sagen können, daß die Annahme, Nationalis-



Der Nationalstaat als Mittelinstanz zwischen Individuum und internationaler Gemeinschaft – diesen Gedanken führte der Generalsekretär der Weltorganisation in seinem Vortrag in Bonn aus. Auch in Europa umfassen viele Staaten mehrere Völker beziehungsweise ethnische Gruppen.

mus und Globalisierung seien Gegensätze, größtenfalls falsch ist, daß sich vielmehr diese beiden Tendenzen gegenseitig aufschaukeln. Sie sind sozusagen, wenn ich einmal auf die etymologische Bedeutung des Wortes aus dem Griechischen zurückgreifen darf, »sympathisch«. Und ich glaube auch, daß wir es hier mit einem gefährlichen Automatismus zu tun haben, einer ständigen Quelle unendlicher Konflikte. Wir sehen dies heute nur allzu deutlich. Jeder Mensch braucht einen Mittler zwischen der Welt, die seinen Horizont übersteigt, und seinem Einzeldasein, und zwar in erster Linie, weil er eine Sprache zur Entschlüsselung der Außenwelt benötigt. Außerdem braucht er Gemeinschaft im Praktischen und ein kulturelles Bezugssystem, kurz: einen Code, der ihm die Welt erschließt.

All diese Bedürfnisse befriedigen die Nationalstaaten, welche die unmittelbaren Solidargemeinschaften Familie, Sippe und Dorf ergänzen und über sie hinausweisen. Eine Nation ist ein gemeinsames »Lebenwollen«, das einen ersten Schritt zur Universalität darstellt, zu der von Teilhard de Chardin beschriebenen Zivilisation des Universellen. Ich würde sogar soweit gehen, die Nation als das Gegenteil des Stammes zu bezeichnen, denn sie steht selbst bereits für die Überwindung des Grundlagers des Dorfes, der Region und sogar der Religionszugehörigkeit.

Wer in der heutigen Welt die Nationen zerstört, schafft damit keine große universale Solidargemeinschaft, sondern Stämme, primäre – ethnische oder religiöse – Bindungen wie in Jugoslawien oder bewaffnete Banden wie in Somalia! Und es wird auch Über-Staaten geben, die sie ausbeuten und beherrschen oder ausgrenzen und isolieren. Die Überwindung der Nationalstaaten ist folglich ein äußerst zwiespältiges Thema, bei dem die Zukunft der Erde auf dem Spiel steht. Entgegen einer verbreiteten Annahme würde eben diese »Überwindung« die Welt in unzählige Basiszellen aufsplittern, aus denen sich keine wahrhaftige Solidargemeinschaft mehr formen ließe.

Im übrigen ist der Universalismus selbst auf die Nationen angewiesen, die letztlich seine Grundbausteine darstellen. Dies ist ein zweiter Faktor der Modernität für die Nation. Denn es gibt, wie der Name bereits sagt, keine internationale Gemeinschaft, wenn es keine Nation gibt. Es kann kaum Zufall sein, daß die Gründungsmitglieder gleich in Kapitel I der Charta der Vereinten Nationen ihre Absicht bekundeten, »freundschaftliche, auf der Achtung vor dem Grundsatz der Gleichberechtigung . . . der Völker beruhende Beziehungen zwischen den Nationen zu entwickeln«. Dies ist, so glaube ich, ein wohlgeordneter Internationalismus. Was wäre die internationale Zusammenarbeit ohne die Nationalstaaten? Was wäre die Welt, wenn

es keine Unterschiede gäbe? Was wäre die Welt, wenn nur eine einzige Sprache gesprochen würde?

Die Inkaufnahme des Untergangs von Kulturen und unterschiedlichen Traditionen, diese unterlassene Hilfeleistung für gefährdete Kulturen, muß von nun an als schwerwiegende Verletzung der Menschenrechte betrachtet werden, als eine inakzeptable Verletzung. Man könnte sogar behaupten, daß es Menschenrechte nicht geben kann, wo die kulturelle Authentizität nicht geschützt ist.

Um zu jemand anderem Beziehungen anzuknüpfen, muß man erst einmal man selbst sein. Deshalb setzt eine gesunde Globalisierung des modernen Lebens eine gefestigte Identität jedes Beteiligten voraus. Denn durch eine überzogene oder falsch verstandene Globalisierung könnten die Kulturen auch zerrieben werden und sich in einer Einheitskultur verlieren. Dabei hätte die Welt nichts zu gewinnen. Um zu kommunizieren, muß es etwas geben, das man mitteilen kann. Um einen Dialog zu beginnen, muß man etwas zu sagen haben! Kommunikation oder Dialog als Selbstzweck ist sinnlos und führt letztlich sogar zur Zerstörung des Dialogs. Ob Sokrates und Konfuzius – übrigens beinahe Zeitgenossen – in ihren Forschungen ebenso weit gediehen wären, ob sie wohl dieselbe Weltgeltung erlangt hätten, wenn sie sich in die Niederungen internationaler Kolloquien begeben hätten? Kant, der nie seine kleine Stadt Königsberg verließ, erreichte dennoch eine universale Dimension wie auch Ibn Khaldun oder Dante, die, fest verwurzelt in ihren eigenen Kulturen, sich der Welt der Menschen und Völker öffneten.

Ich möchte an dieser Stelle einen Satz meines Amtsvorgängers Pérez de Cuéllar zitieren: »Da die jetzige Zeit durch die gegensätzlichen Tendenzen des Verschmelzens und der Spaltung gekennzeichnet ist, müssen wir immer wieder auf solche Grundprinzipien wie die Achtung der territorialen Integrität und der Unabhängigkeit der Staaten zurückgehen.« Die Souveränität, die ich als die Kunst, ungleiche Mächte zu gleichen zu machen, bezeichnen würde, bleibt folglich in unserer modernen Welt eines der Grundprinzipien der Weltordnung. Ohne die Souveränität der Staaten würde man Gefahr laufen, das Instrumentarium der internationalen Zusammenarbeit zu zerstören und diese internationale Zusammenarbeit letztlich unmöglich zu machen. Voraussetzung ist natürlich, daß die Staaten nicht die einzigen Akteure auf der internationalen Bühne sind und daß es auch Regionalorganisationen wie die Europäische Gemeinschaft oder die Organisation der Afrikanischen Einheit oder weltweite Organisationen gibt, die den Rahmen für Zusammenarbeit und kollektive Sicherheit abgeben können.

Worüber die Vereinten Nationen verfügen, ist in erster Linie eine Geisteshaltung, die Bereitschaft zu Zusammenarbeit und Dialog. Was ihr konkretes Handeln betrifft, so kann sie nicht allem Elend auf der Welt abhelfen. Darum zählt sie auf die Tätigkeit der Mitgliedstaaten und der Regionalorganisationen, welche die ganze Welt »abdecken« und die man als Organisationen »erster Instanz« bezeichnen könnte. Diese Elemente sind noch unvollkommen, aber meiner Ansicht nach vielversprechend im Hinblick auf diese schöpferische Dialektik, die darauf abzielt, die Beziehungen zwischen den Nationen zu ordnen und der eingangs von mir erwähnten Beschleunigung des Austauschs Rechnung zu tragen.

Es gibt ferner Sonderorganisationen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die internationale Zusammenarbeit jeweils in einem großen Bereich zu organisieren, von der Post bis zum Gesundheitswesen, von der Entwicklung bis zur Kernenergie. Sie gehören zu dem, was man inzwischen das System der Vereinten Nationen nennt, das heißt zu einer Gruppe zusammenhängender Organisationen, deren Programme von den Vereinten Nationen koordiniert werden.

Abschließend möchte ich auf den meiner Meinung nach modernsten Aspekt des Nationalstaates, seine dritte »Modernität« zu sprechen kommen: das demokratische Prinzip oder besser noch das »Prinzip Verantwortung«, um den Titel eines kürzlich

erschienenen Buches des deutschen Philosophen Hans Jonas aufzugreifen.

Der technische Fortschritt, zweifellos der stärkste Entwicklungsfaktor in der heutigen Welt, macht immer neue staatliche Eingriffe erforderlich. Technologische Risiken, neue Anwendungen der biologischen Forschung, Entwicklung, Massenverkehrsmittel, Blutübertragung und sicher noch manches mehr bergen Gefahren für das Leben vieler Personen. Die menschliche Gemeinschaft muß daher Regeln festlegen, um sich gegen unkontrollierte Folgen des technischen Fortschritts zu schützen. Je mehr die industrielle Zivilisation ihre Macht festigt, desto wichtiger wird es, daß die Gemeinschaft Regeln oder Schutzmechanismen einführt. Wer aber könnte dies besser leisten als eine Zwischengemeinschaft, wie es die Nation ist? Die Nation ist dafür auf Grund ihrer Größe besser gewappnet als die Basisgemeinschaften und bildet dabei mit ihren begrenzten Ausmaßen doch eine Gemeinschaft, in der jeder sich wiedererkennen und mitwirken kann. Die Nation, die durch die Geschichte und im Grunde durch ein gemeinsames Leben wollen legitimiert ist, stellt – viel eher als eine »Weltregierung« – einen geeigneten Rahmen für demokratische Mitbestimmung dar.

III

Ich bin nicht der Ansicht, daß in der Welt, in der wir leben, Platz ist für Vereinfachungen. Die Globalisierung ist für sich allein nichts Positives; die Nation ist kein Banner, unter dem man gegen die Universalität zu Felde ziehen sollte. Universalität und Souveränität der Nationen – diese beiden Werte gehören zusammen, sie bedürfen einander, halten einander im Gleichgewicht und ergänzen sich.

Ein Politiker, der dieses Namens würdig sein will, muß, wie ich meine, in der Lage sein, dialektisch zu denken, also bei seinen Überlegungen zu einer bestimmten Frage immer die ihr innewohnenden Widersprüche zu bedenken, so wie ich es heute vor Ihnen versucht habe. Das Problem dabei ist allerdings, daß gleichzeitig gehandelt, beschlossen und entschieden werden muß, denn verliert man nur einen Tag, nur eine Woche, so sterben Dutzende, Hunderte, gar Tausende von Menschen an Hunger oder Krankheit. Dies ist eine der größten Schwierigkeiten bei meiner Aufgabe. Ich weiß, daß etwas getan werden muß, ich weiß aber auch, daß jede Unternehmung viel Zeit, Nachdenken, aber auch Beharrlichkeit und Vorstellungskraft erfordert. In der Zwischenzeit verrichten Haß, Gewalt, Hunger und Epidemien unerbittlich und unermüdlich ihr tödliches Werk.

Natürlich kann man sich an alles gewöhnen und in eine gewisse Gleichgültigkeit, einen gewissen Zynismus verfallen. Doch an das Unglück darf man sich eben nicht gewöhnen! Das ist eine der wichtigsten Voraussetzungen, um sich die Selbstachtung und die Achtung vor anderen zu erhalten. Aber eigentlich erfordert meine Arbeit in erster Linie, daß ich mich bemühe, über die Welt nachzudenken, um sie so zu sehen, wie sie ist, um sie zu verstehen und ihre Entwicklung zu erkennen, damit ich darauf reagieren und sie im Sinne der Gerechtigkeit und des Friedens beeinflussen kann.

Und das ist es auch, was ich jungen Menschen sagen würde, die sich von der Politik angezogen fühlen. Ich würde sie an Max Weber erinnern, der am Ende seines großen Essays »Politik als Beruf« jungen Leuten, die in die Politik gehen wollen, den Rat mitgibt, die Fähigkeit zu erlernen, schließlich nach bestem Wissen und Gewissen eine Entscheidung zu treffen, soweit es ihr »Sinn für Verantwortlichkeit« – die Verantwortungsethik – erlaubt. Nachdenken, erklären, suchen, aber auch handeln, ja, seinen Nächsten lieben, für seinen Nächsten leiden können, sich mit Anspruch und Ehrgeiz in den Dienst des Gemeinwohls, der öffentlichen Sache stellen – darin liegt das Wesen und letztlich der Adel des Politikerberufs.